

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 31 (1951-1952)
Heft: 7

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

* Bücher-Rundschau *

[Redaktion: Dr. F. Rieter]

Zur Geschichte Rußlands

Letzten Herbst ist in der Zeitschrift *Europa-Archiv* ein Aufsatz über die *Grundlinien der sowjetischen Geschichtsforschung im Zeichen des Stalinismus* aus der Feder von Georg v. Rauch erschienen, der ungemein aufschlußreich ist¹⁾. Wer es bisher nicht glauben wollte, daß in Sowjet-Rußland von einer Geschichtswissenschaft in europäisch-kritischem Sinn nicht mehr gesprochen werden kann, muß sich endlich durch diese kühl-sachlichen und mit rein russischen Zeugnissen belegten Ausführungen davon überzeugen lassen. Drei Male innert 30 Jahren mußten die russischen Historiker auf Weisung der herrschenden Partei umlernen und verbrennen, was sie zuvor angebetet hatten: von 1917 bis 1932 beherrschte Pokrowskij mit seiner konsequent marxistisch-doktrinären, antinationalen Geschichtsauffassung das Feld; alles, was in der russischen Geschichte vor 1917 geschehen war, mußte verdammt werden. Dann kam, besonders seit der Proklamation der neuen Stalinischen Verfassung von 1936, der Umschwung. Die Partei verlangte jetzt, daß anstelle «bloß abstrakter Begriffsbestimmungen der gesellschaftlichen Formen» eine patriotisch gedachte lebendige Darstellung der russischen Ereignisse und Taten treten müsse, wobei «der Größe und Würde der nationalen Vergangenheit der Völker der Sowjetunion» Rechnung zu tragen sei. Stalin persönlich setzte sich für eine bessere Würdigung gewisser früherer Zaren, z. B. Iwans des Schrecklichen, ein. Auch das Verhältnis von nationaler Entwicklung und internationaler Einwirkung konnte wieder mit einer gewissen Freiheit untersucht werden (z. B. der mittelalterliche Einfluß von Byzanz, oder der westeuropäische Einfluß seit dem 16. Jahrhundert). — Dann kam seit dem Kriegsende 1945 eine neue Wendung. Die führenden Historiker wurden (wie bekanntlich auch die Musiker, die Philosophen etc.) des Kosmopolitismus angeklagt. Die nationale Einstellung genügte nicht mehr; man mußte zur nationalistischen übergehen; neben der russischen Geschichte und Kultur durfte nichts anderes mehr gerühmt werden; fast alle Menschheits-Erfindungen mußten seither auf russische Geistestaten zurückgeführt werden. Vor allem aber muß jetzt der russische Historiker mehr als zuvor bei seiner Beurteilung geschichtlicher Ereignisse ganz bewußt darauf abstellen, daß er damit der gegenwärtigen Lage und Politik des Staates nützt. Wahrheit ist, was dem russischen Regime nützt; so heißt jetzt der alte nationalsozialistische Spruch. Der russische Geschichtsforscher muß ein Propagandist des russischen Staates sein. Er hat sich, wie Rauch sagt, den «jeweiligen Wendungen und Kurven der Generallinie» der Partei anzupassen, was ihn zwingt, heute zu einer geschichtlichen Frage ja zu sagen, die er gestern noch mit nein beantwortet hat. Seine Wissenschaft ist Sklavin der Machthaber geworden.

Diese Bemerkungen müssen uns überzeugen, daß wir derzeit von der russischen Geschichtswissenschaft, auch wenn ihre Werke übersetzt werden, nichts Brauchbares mehr erwarten können. Wir sind ganz auf die Kenner der russischen Geschichte angewiesen, die diesseits des Vorhangs leben und noch nach ihrem Forschergewissen schreiben können. Mit besonderem Interesse wenden wir uns deshalb der dreibändigen *Geschichte Rußlands* von Valentin Gittermann zu, deren Verfasser

¹⁾ Europa-Archiv, Frankfurt a. M., 5., 20. Oktober und 5. November 1950.

aus Rußland stammt und russische Quellen in reichem Maße verwerten konnte²⁾. Freilich, auch Gitermann ist gebunden an eine politisch-weltanschauliche Leitidee; daß er aus der Schule des marxistischen historischen Materialismus kommt, wird oft deutlich. In der Darstellung zeugt er aber oft selbst gegen dieses Dogma. Die großen Kapitel über Peter den Großen und über Katharina II. zeigen klar, daß nicht nur soziologisch-wirtschaftliche Voraussetzungen, sondern weitgehend geistige Kräfte und der Wille führender Menschen die Geschichte machen.

Das große Werk will «in Rußlands Vergangenheit die Vorbedingungen und Keime seiner Gegenwart» zeigen. Da als Gegenwart die Zeit des Sowjetregimes gilt, bricht die Darstellung mit 1917 ab. Über die 33 Jahre seit 1917 zu schreiben, scheint dem Verfasser unmöglich, weil das notwendige Quellenmaterial größtenteils unzugänglich sei. (Es wird wohl unzugänglich bleiben oder weitgehend entwertet werden, denn in den Volksdemokratien wird der Archivbestand offenbar auf dem Stand gehalten, der den Machthabern apologetisch dienen kann; unangenehme, belastende Akten verschwinden planmäßig.) — Diese schon beim Erscheinen des ersten Bandes als ein ausgezeichnetes Werk gerühmte, nun vollendete Geschichte Rußlands besitzt nebst ihren Vorzügen der klaren Gliederung, der anschaulichen Darstellung und guten Ausstattung mit Bildern und Plänen noch einen besonderen Wert durch die jedem Band beigegebene umfangreiche Quellensammlung. Die meisten dieser Texte werden uns erstmals durch Gitermanns Übersetzung in die deutsche Sprache zugänglich.

Wie unsicher die Geschichtsschreibung immer noch in der Beurteilung der russischen Geschichte ist, beweist ein Vergleich von Gitermanns Werk mit dem knappen Band *Grundzüge der Geschichte Rußlands* aus dem Nachlaß des bis zu seinem Tode 1946 führenden deutschen Osteuropa-Historikers Otto Hoetzsch³⁾. Der Deutsche ist überzeugt, daß Rußland ein europäisches Staatswesen ist, kein asiatisches, während Gitermann sagt: «Wir müssen uns von der Vorstellung befreien, daß die Entwicklung Rußlands seit dem Zeitalter Peters des Großen im wesentlichen „europäisch“ gewesen sei». — Eine andere große Frage: Wenn Hoetzsch glaubt, die Erniedrigung des russischen Bauerntums zur Sklaverei sei schon Ende des 16. Jahrhunderts vollzogen gewesen, so liest man sowohl bei Gitermann wie bei Kljutschewskij, daß die russische Bauernversklavung erst durch die Erlasse Peters und Katharinas II. geschehen sei. — Oder: Hoetzsch preist Peter den Großen als «die gewaltigste Persönlichkeit der russischen Geschichte bis zum Jahr 1917», während Victor Leontovitsch in Iwan IV. den großen Revolutionär und Schöpfer der russischen Staatsordnung für 200 Jahre erblickt⁴⁾. Das sind sehr auffallende Verschiedenheiten der Auffassungen.

Die erwähnte kurze Zusammenfassung der russischen Geschichte von Otto Hoetzsch ist wie Gitermanns Werk stark von der soziologisch-wirtschaftlichen Fragestellung bedingt. Sonderbar ist Hoetzschs kritiklose Haltung gegenüber dem Sowjetstaat. Er spricht z. B. von den Bestimmungen der Stalin-Verfassung von 1936, wie wenn alle die dort versprochenen Bürger- und Menschenrechte auch wirklich in Kraft wären! — Als Spezialarbeit sehr interessant ist *V. Leontovitschs Abhandlung*. In schroffer Gegenüberstellung führt der Verfasser einerseits die alte heidnische russische Rechtsauffassung vor, die auf subjektivem Anspruch gründet, vom freien Individuum ausgeht und zum Vertragsverhältnis zwischen dem Fürsten und seinem grundsätzlich freien Volk führte, anderseits die von Iwan IV. durchgesetzte byzantinisch-kirchliche Rechtsauffassung, die kein subjektives Recht mehr anerkennt, sondern das Recht als objektive, stabile Größe göttlicher Herkunft bezeichnet und dementsprechend dem absoluten Herrscher seine absoluten Untertanen unterstellte. Der Zar Iwan wollte seine Macht von Gott her empfangen haben und deshalb ein objektives Recht setzen; er fühlte sich dazu als orthodoxer

²⁾ Vgl. Gitermann: *Geschichte Rußlands*. Verlag Büchergilde Gutenberg, Zürich. 1. Bd. 1944, 2. Bd. 1945, 3. Bd. 1949.

³⁾ Otto Hoetzsch: *Grundzüge der Geschichte Rußlands*. Verlag K. F. Koehler, Stuttgart 1949.

⁴⁾ Victor Leontovitsch: *Die Rechtsumwälzung unter Iwan dem Schrecklichen und die Ideologie der russischen Selbstherrschaft*. Verlag K. F. Koehler, Stuttgart 1949.

Zar verpflichtet. Mir scheint nur, Leontovitsch habe in seiner Rechtfertigung Iwans IV. leicht und schnell über die nicht zu bestreitenden fürchterlichen Grausamkeiten hinweggesehen und sie nicht als wesentlich für die Beurteilung dieses großen Staatsgestalters gelten lassen. Der Streit-Briefwechsel zwischen dem Zaren und dem emigrierten Fürsten Kurbskij, der die beiden kämpfenden Rechtsauffassungen, die alte freie subjektive des Fürsten, und die neue versklavende objektive des Zaren zeigt, ist dieser Untersuchung zugrunde gelegt worden.

Ernst Kind

Hans Stockars Jerusalemfahrt und Chronik

Der Pferdehändler *Hans Stockar* von Schaffhausen hat 1519 eine Reise zu den heiligen Stätten nach Palästina mitgemacht und die Heimkehr von dort in einer lebensvollen Darstellung geschildert. Der in Schaffhausen wirkende Historiker Karl Schib hat es unternommen, diesen Reisebericht zusammen mit Stockars Tagebuch oder Chronik der Jahre 1520—1529 in vorbildlicher Weise neu herauszugeben¹⁾. Die Schaffhauser Mundart hat in Stockars Aufzeichnungen einen ausgeprägt eigenwilligen Niederschlag gefunden, der einerseits sehr reizvoll und auch sprachgeschichtlich interessant ist, andererseits dem Nichtfachmann die Lektüre vielleicht etwas erschwert. Trotzdem lesen sich gewisse Passagen fast wie ein Abenteurer-Roman oder packen einen durch ihre Schönheit; wir denken da etwa an die Sturmnesöte, an die heimwehkranken Schweizersöldner, für die sich die Pilger einsetzen, an die Schilderung der Salzpfannen auf Cypern oder an den Pesttod des Schultheißen Falk und zur Gilgens, wobei sich die Schweizer nicht entschließen können, die Leichen wie üblich ins Meer zu werfen, sondern sie auf einem kleinen Boot nachziehen, um sie in Rhodus würdig beisetzen zu können. Bezeichnend für den damaligen Schlachtenruhm der Schweizer ist auch, wie man die Seeräuber-Abwehr vertrauensvoll durch sie an die Hand nehmen und ihnen dafür Extra-Rationen zukommen ließ; das Beten besorgten meistens andere. Mit der vergleichsweisen Heranziehung der Reiseschilderungen Ludwig Tschudis und des Engelberger Konventherrn Stulz, welche zu den Reisegefährten Stockars gehörten, hätte der Herausgeber ruhig noch etwas weiter gehen können. Bei der Pilgerreisen-Literatur auf S. IX der Einleitung hätte vielleicht noch die Palästinareise des Thalwiler Schärers H. H. Ammann erwähnt werden dürfen.

Das erste, was Stockar nach seiner Rückkehr von seiner abenteuerlichen Fahrt erfuhr, war der Tod seines geliebten Bruders. Damit war er wieder in den Alltag hineingestellt, von dem uns seine Chronik einen guten und anschaulichen Begriff gibt. Interessanter sind die ersten Jahre der Chronik, nicht des Stoffes wegen, sondern weil sie irgendwie mehr verarbeitet und künstlerisch gestaltet sind als die späteren. Offenbar fehlte dem Stockar gegen den Schluß hin manchmal die Zeit oder auch der Wille zur Durchformung. Aber ob er nun seine unzähligen Reisen als Pferdehändler den Rhein hinunter, ins Elsaß oder in das Bodenseegebiet — immer war er unterwegs — beschreibt oder den Württemberger Feldzug oder seine Funktionen bei der Bundeserneuerung oder die inneren Zwistigkeiten der Schaffhauser oder seine Mühe als Säckelmeister bei der Rechnungsablegung oder einen Besuch bei seiner Schwester oder auch nur ein Unwetter und seine Folgen, stets stammt der Text von einem klugen, welterfahrenen, wenn auch mit seinem Urteil oft zurückhaltenden Beobachter. Die regelmäßigen Angaben über die Produktenpreise und die momentane Wirtschaftslage bei der Zurzacher Messe waren nicht nur damals dem Händler, der seine Rosse möglichst ohne Verlust abbringen wollte, sondern sind sicher auch heute dem Wirtschaftshistoriker wichtig, und die breiten Ausführungen über den Verlust von Rhodus an die Türken, ein Thema, das dem früheren Pilgerfahrer besonders naheging, werden ihren Wert auch für die allgemeine Geschichte haben.

¹⁾ Hans Stockars Jerusalemfahrt 1519 und Chronik 1520—1529. Herausgegeben von Karl Schib (Quellen zur Schweizer Geschichte, I. Abtlg.: Chroniken, Bd. IV). Birkhäuser, Basel 1949.

Der gewichtigere Teil ist und bleibt die Jerusalemfahrt. Was die Chronik betrifft, so bricht sie mit der Durchführung der Reformation in Schaffhausen 1529 merkwürdigerweise abrupt ab; vielleicht ging die Fortsetzung verloren. So wenig nimmt der ehemalige fromme Pilger Stellung in den doch nicht seltenen religiösen Kontroversen jener Jahre, daß man sich wundern muß. Wir wissen aber aus seinem späteren Leben, daß er in Schaffhausen blieb und die Umwandlung mitmachte, während einer seiner Söhne des Glaubens wegen nach Solothurn übersiedelte.

Emil Usteri

Oberst Eduard Ziegler

Nach General Dufour war der ihm wesensverwandte Oberst Eduard Ziegler seit dem Sonderbundsfeldzug für gute zwei Jahrzehnte der populärste Offizier der schweizerischen Armee. Dies, obschon er zumal im Kanton Zürich seiner strengen Dienstauffassung halber mehr gefürchtet als beliebt und seiner christlich-konservativen Einstellung halber den radikalen Machthabern der 1830er Jahre zum mindesten unbequem war. Strenge Pflichterfüllung war für den geborenen Soldaten eine Selbstverständlichkeit. Gerade so wie etliche Jahrzehnte später der nachmalige General Ulrich Wille tat er an seiner Stelle alles, um dem nachlässigen, unmilitärischen Dienstbetrieb ein Ende zu setzen, und versuchte vorab einmal durch Hebung der Disziplin sein Ziel zu erreichen. Gerade so wie er an sich selbst die höchsten Anforderungen stellte, verlangte er auch von den Offizieren strengste Pflichterfüllung. «Meine Herren, ich erwarte von Ihnen den unabdingten Gehorsam und eine rücksichtslose Hingabe im Gefecht. Wer von den Herren einem von mir erteilten Auftrag nicht sofort, ohne Zögern nachkommt, derselbe mag noch so verhängnisvoll erscheinen, wer als Adjutant nur einen Moment zögert, durch das Feuer des Feindes zu reiten, den werde ich mit eigener Hand niederschießen! Merken Sie sich das». Mit diesen Worten begrüßte Ziegler in gefahrloser Stunde die Offiziere seines Stabes. Der selbe Mann aber verstand es, Strenge mit Menschlichkeit zu verbinden. Im Gefecht suchte er unnötiges Blutvergießen, wenn immer möglich, zu vermeiden, wie er dies auch an seinem Ehrentage im Gefecht bei Gislikon durch die Tat bewiesen hat. «Der kommandierende Oberstdivisionär Eduard Ziegler war ein durch und durch ehrenwerter und erfahrener Kriegsmann, der eine Reihe glänzender Führer-Eigenschaften besaß. In seiner Lebensführung war er ein nüchterner, bedürfnisloser Soldat voll Aufopferungsfähigkeit und unermüdlichem Fleiß». In dieser knapp gefaßten Charakteristik aus der Feder des nachmaligen Generals Hans Herzog spiegelt sich das Wesen des Obersten Ziegler deutlicher als dies viele Worte zusagen vermöchten.

Diesem längst vergessenen Eidgenossen hat *Cido Aversano* in einer als Dissertation erschienenen Monographie ein ehrendes Denkmal gesetzt, wobei es ihm gelungen ist, uns den großen Soldaten auch nach der menschlichen Seite hin näher zu bringen¹⁾. Oberstes Gesetz im militärischen und zivilen Leben Zieglers war unentwegte Pflichterfüllung. Gerade so wie General Dufour gehörte Ziegler zu jenem Kreise konservativer protestantischer Offiziere, die es als ein Landesunglück betrachteten, es der entstandenen Konflikte wegen zum Bürgerkrieg kommen zu lassen. Vor die Frage gestellt, entweder den Fahneneid zu schwören, oder aber seiner Überzeugung untreu zu werden, überwand er sich selbst und vermochte mit seinem Beispiel mehr als einen seiner Kameraden und Gesinnungsgenossen zu bewegen, ihm auf dem selben Wege zu folgen.

In seinem Privatleben war Oberst Ziegler von spartanischer Einfachheit. Sein gesellschaftlicher Verkehr beschränkte sich auf einen engen Kreis konservativer Militärkameraden; darüber hinaus stand er in etlichen altzürcherischen Gesellschaften mit an erster Stelle. Im öffentlichen Leben hat sich über eine Persönlichkeit im Laufe der Zeit das Urteil kaum je derart geändert, wie dies nach dem Sonderbundsfeldzug bei Ziegler der Fall war. — Als Mitglied des zürcherischen Regierungsrates,

¹⁾ Cido Aversano: Oberst Eduard Ziegler (1800—1882), der Sieger von Gislikon. Druck M. Maier, Schlieren 1951.

dem er als einziger Konservativer angehörte, und als Nationalrat bot sich ihm Gelegenheit, in militärischen Fragen sein gewieгtes Urteil abzugeben, nachdem er schon Ende der 1830er Jahre der Stadt Zürich als Stadtpräsident gedient hatte. Wer dem nach außen etwas unmöglich wirkenden strengen Manne etwas näherzukommen vermochte, entdeckte einen «in einer etwas rauen Schale ... köstlichen Kern: ein mildes, freundliches, teilnehmendes Herz, voller Fürsorge für seine Nächsten — gewiß auch eines Kriegers schönster Schmuck», so hieß es in einem Nekrolog über den Verstorbenen. Auch von gegnerischer Seite wurden Zieglers Verdienste um das öffentliche Wohl anerkannt, schrieb doch der waschechdemokratische «Landbote» von Winterthur: «Ziegler war ein braver Eidgenosse, ein guter Patriot, ein Ehrenmann in vollem Sinne des Wortes, in gewissenhafter Pflichterfüllung tat es ihm keiner zuvor, bei Freund und Gegner genoß er derselben ungeteilten Hochachtung».

Hans Schultheß

«Ordo» im dritten Jahrgang

Daß wir mit dieser Überschrift nur noch wenigen unter den einigermaßen unterrichteten Lesern ein Rätsel aufgeben, ist bereits hinreichender Beweis für Rang und Verbreitung des *Jahrbuchs für die Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft*, das den Obertitel *Ordo* trägt¹⁾. Tatsächlich ist dieses von *Walter Eucken* und *Franz Böhm* herausgegebene und von *Fritz W. Meyer* und *Hans Otto Lenel* redigierte Sammelwerk jedem unentbehrlich geworden, der sich über die zunehmende Klärung, Vertiefung und Erweiterung des Reformprogramms jenes — oft als «neoliberal» bezeichneten — Kreises der um eine freiheitliche Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft Bemühten unterrichten will. Man sagt gewiß nicht zu viel, wenn man dieses Jahrbuch als ein — höchste Aktualität und wissenschaftliche Distanz verbindendes — Forum wirtschaftspolitischer Diskussion bezeichnet, wie es sonst nirgends zu finden ist, aber einem der dringendsten Bedürfnisse unserer Zeit entspricht.

Der vorliegende dritte Jahrgang hat sein düsteres Gepräge durch den Tod desjenigen Mannes erhalten, der die eigentliche Seele des Unternehmens gewesen ist und dessen Geiste der tragende Gedanke des Programms entsprungen war: *Walter Eucken*, der am 20. April 1950 während einer Vortragsreise in England gestorben ist. Wie unersetzlich dieser Verlust ist (in dem Sinne, in dem wir ein wenig gedankenlos eine solche Frage überhaupt aufzuwerfen pflegen), braucht hier nicht nochmals dargelegt zu werden. Aber was Eucken bedeutet hat, wie sich in seinem Kopfe die Steine zu einem Ganzen zusammenfügten und wie sein Kampf um eine geordnete Wettbewerbswirtschaft zugleich ein solcher um eine von Übermacht und Machtmisbrauch befreite Gesellschaft gewesen ist, wird von seinem Freunde und Mitherausgeber *Franz Böhm* in einem einleitenden Aufsatz dargelegt, dessen geistige Brillanz mit der menschlichen Wärme wetteifert. Wir alle sind ihm dafür tiefen Dank schuldig. Neben einem kleineren, aber inhaltsschweren Aufsatz, den Eucken selbst noch hat beisteuern können, verdient ein Beitrag von *Leonhard Miksch* über «Die sittliche Bedeutung der inneren Koordination» besondere Hervorhebung. Ein wahres Verhängnis hat es gewollt, daß nun vor wenigen Monaten auch dieses hervorragende Mitglied des *Ordo*-Kreises — einer der tüchtigsten und noch viel versprechenden Schüler Euckens — einer tückischen Krankheit zum Opfer gefallen ist. Um von dem Rest des Buches einen Begriff zu geben, zählen wir als weitere Aufsätze auf: *K. F. Maier*, Das Verlangen nach sozialer Sicherheit; *Heinrich Kronstein*, Die Politik des Wettbewerbes in den Vereinigten Staaten von Amerika; *Otto von Mering*, Steuerpolitik und Vollbeschäftigung; *Günter Schmölders*, Steuersystem und Wettbewerbsordnung; *Alfons Schmitt*, Verkehrsordnung durch Wettbewerb oder Zwang? Ein Beitrag zum Problem Schiene: Straße; *O. v. Nell-Breuning*, Berufsständische Ordnung und Monopolismus; *B. Röper*, Der wirtschaftliche Hintergrund der Kartell-Legalisierung durch das Reichsgericht 1897.

¹⁾ Seit 1948 im Verlag Helmut Küpper vormals Georg Bondi, Godesberg, erscheinend.

In dem sich anschließenden Besprechungsteil ragt hervor der Aufsatz von *A. Müller-Armack*, Deutung unserer gesellschaftlichen Lage. Zu Wilhelm Röpkes Trilogie: Gesellschaftskrisis der Gegenwart, Civitas humana, Internationale Ordnung. Am Schlusse ziehen *Edith Eucken-Erdsieks* Betrachtungen über Ortega y Gassets Kritik an der modernen Technik die Aufmerksamkeit auf sich.

Wilhelm Röpke

Englische Kunstdbücher

Der Rang, der von England unter den kunstschaffenden Nationen eingenommen wird, ist zuweilen das Thema heftiger Diskussionen, wobei einzelne Kritiker der britischen Kunst jede Selbständigkeit absprechen. Dieser Auffassung tritt der Maler und Prinzipal der Londoner Central School of Arts and Crafts, *William Johnstone*, in dem schön ausgestatteten Band *Creative Art in Britain* energisch entgegen. Er zeigt darin, an Hand vieler Beispiele aus der Zeit vom der angelsächsischen Periode bis zur Gegenwart, daß England einen bisher ungeahnten Einfluß auf die europäische Kunst ausgeübt hat. Besonders lehrreich und überzeugend wirkt dabei die bildliche Gegenüberstellung des englischen Originals und der späteren, bewußten oder unbewußten, kontinentalen Nachahmung¹⁾.

Eines der ältesten und ureigensten Kunstgebiete Englands ist seine Wohnkultur und die Art und Weise, wie hier Bauten und Natur in Einklang gebracht wurden. Die markantesten Beispiele sind die vielen Landsitze, von den Palästen zu den schlichten Landhäusern, die fast alle so vollkommen ihrer Umgebung angepaßt sind, daß sie damit verwachsen erscheinen und somit selbst zu Naturgebilden geworden sind, die dem Künstler lohnende Motive darbieten. Eine gute Übersicht bietet *The Artist and the Country House* von *John Steegman*, ein Bildwerk, das die Entwicklung der topographischen Malerei von ihren naiven Anfängen bis zur *sophisticated* Kunst der Rex Whistler und John Piper anschaulich darstellt und dabei ein anziehendes Bild Altenglands aufrollt. Ein besonders charakteristisches Landhaus dieser Art wird in *Basset Down: An Old Country House* von *Mary Arnold-Forster*, die selbst dort wohnt, liebevoll und eingehend geschildert. Eine echt englische Spezialität sind ferner Naturstudien aus der Hand von Künstlern, die gleichzeitig auch Naturforscher sind; ein prachtvolles Beispiel davon wird in *Bird Portraits* von *J. C. Harrison* dargeboten, der sich das Studium der Vögel zum Lebenszweck gemacht hat: in meisterhaften Farbtafeln wird da das Leben der in den britischen Inseln «seßhaften» Vögel lebendig und klar vorgeführt. *Profitable Wonders* von *E. L. Grant Watson* greift weiter ins volle Naturleben und betrachtet nicht nur Vögel, sondern auch alles Getier und manche Pflanzen; hervorragende Holzschnitte bilden zugleich Schmuck und Erläuterung des feinsinnigen Textes²⁾.

Zwei Eigentümlichkeiten Englands, die seit jeher dem Besucher auffallen, sind die Liebe zum Sport und die ernste Sachlichkeit, mit welcher okkulte Phänomene dort betrachtet werden. Beide werden in reizvoll illustrierten Werken umfassend dargestellt. Das eine ist *Sport in England* von *Norman Wymer*, das durchaus zu Recht den Nebentitel *A History of Two Thousand Years of Games and Pastimes* führt. Ungemein aufschlußreich, zeigt es, wie Leibesübungen seit den frühesten Zeiten in England betrieben wurden und für junge Leute in angelsächsischer Zeit gar unter Todesstrafe obligatorisch waren. Auch hier sind die zahlreichen Tafeln nach zeitgenössischen Dokumenten eine wertvolle Ergänzung des Textes. In höchstem Maße fesselnd ist ebenfalls *Haunted England* von *Christina Hole*, in welchem Werk die vielen Geistererscheinungen, Gespenster und Spuke, von denen Sage und Geschichte in England erzählen, eingehend beschrieben und untersucht werden, wobei die Bilder des bekannten Zeichners *John Farleigh* das phantastische «Klima» des Buches eindrucksvoll bestärken³⁾.

Hier in England braucht man nicht unbedingt ein *laudator temporis acti* zu sein, um mit etwas wehmütiger Sehnhucht des victorianischen Zeitalters zu gedenken, in welchem Großbritannien eine unbestrittene Vorherrschaft auf allen Meeren und Weltmärkten ausühte; diesbezügliche Werke darüber vermehren sich

zusehends. Ein abgerundetes Bild dieser Periode mit ihren Licht- und Schattenseiten gibt *R. J. Cruikshank* in *Charles Dickens and Early Victorian England*, in welchem die Zeichner und Maler der damaligen Zeit einen Text illustrieren, der ihnen an Leuchtkraft, Witz und Exaktheit nicht nachsteht⁴⁾.

Jener Zeitraum war auch eine Glanzperiode englischer Literatur und Kunst; besonders in seinem letzten Jahrzehnt gärte der junge Wein unbändig. Wahrzeichen dieser Aera war die Zeitschrift *The Yellow Book*, an welcher Künstler wie Aubrey Beardsley, P. Wilson Steer und Walter Sickert sowie Schriftsteller wie Henry James, Arnold Bennett und Max Beerbohm arbeiteten. Eine kürzlich erschienene, von *Norman Denny* besorgte Auswahl aus deren vergilbten Heften läßt erkennen, welch frische Talente darin erstmals Ausdruck fanden⁵⁾.

Daß die englische Graphik heute mit an erster Stelle in der Welt steht, dafür gibt die gediegene Ausstattung der hier besprochenen Werke beredtes Zeugnis. Wer indessen mehr über ihre Leistungen erfahren möchte, wird in dem von *R. B. Fishenden* herausgegebenen Jahrbuch, *The Penrose Annual*, alles Wissenswerte finden. Das Buch gibt auch über die Entwicklung der graphischen Künste in anderen Kulturländern Auskunft und beschreibt eingehend die technischen Fortschritte auf diesem Gebiete, wie z. B. die bahnbrechenden Neuerungen in der elektrischen Photographie. Der großangelegte Band dürfte nicht nur den Techniker, sondern auch den Bücherfreund lebhaft interessieren⁶⁾.

Ein gutes Beispiel des heutigen Standes der englischen Graphik stellt die schöne Monographie über *Canaletto* von *F. J. B. Watson* dar: die Farbtafeln nach Originalen des berühmten venezianischen Städtemalers gehören zum Besten, was moderne Lichtbild- und Drucktechnik hervorgebracht hat und lassen deutlich den Reiz dieser Bilder erkennen, die zugleich architekturgeschichtliche Dokumente, lebendige Sittendarstellungen und liebenswürdige Genrebilder sind⁷⁾.

Die in einer früheren Chronik bereits erwähnte Serie der *Penguin Prints* bietet ein weiteres Beispiel musterhaft farbengetreuer Wiedergaben von Kunstuwerken, und zu einem erstaunlich billigen Preis. Die zwei letzten Titel sind zwei ungleichen und doch gleich anziehenden Kleinmeistern gewidmet. Der eine ist *Pieter de Hoochs Hof in Delft*, ein warmherziges, warmfarbiges Genrebild in der besten niederländischen Tradition; der andere, *Le petit paysan* von *Amedeo Modigliani*, ein Werk von monumental er Schlichtheit, wirkte bahnbrechend zur Zeit seiner Entstehung in 1917 und ist immer noch eines der einnehmendsten Bilder des Neo-Primitivismus⁸⁾.

Unter den heutigen Kunstschriftstellern nimmt *Bernard Berenson* eine hervorragende Stellung ein. Allgemein als höchste Autorität über die Kunst der Renaissance anerkannt, ist er auch, wie sein großer Vorgänger Jakob Burkhardt, Philosoph und Historiker. In seinem jüngsten Werk, *Aesthetics and History*, gibt er einen tiefen Einblick in seine Philosophie und Ästhetik, die in der Kunst der Renaissance wurzeln, jedoch auch die fernsten Gebiete und Zeitalter einbeziehen — mit einer Ausnahme: für die abstrakte Kunst der jüngsten Richtungen hat er weder Geschmack noch Verständnis, und es ist für seine Einstellung charakteristisch, daß er nirgends Picasso auch nur erwähnt⁹⁾.

Keine Gestalt verkörpert den unwiderstehlichen Tatendrang und die Lust am Schönen der Renaissance wie *Benvenuto Cellini*, dessen schon von Goethe bewunderte *Autobiographie* unlängst in einer neuen, schön gedruckten und illustrierten, dabei doch wohlfeilen englischen Ausgabe erschienen ist. Für den Nichtspezialisten liest sich die fließende Übersetzung von John Addington Symonds viel leichter als das mit florentinischem Dialekt gespickte Original. Die hundert gut ausgewählten Bilder tragen dazu bei, das Vergnügen an dieser unsterblichen Selbstdarstellung eines vollblütigen Künstlers zu erhöhen¹⁰⁾.

In unserer Zeit, in welcher die «moderne» bildende Kunst sich weigert, dem heutigen Leben den Spiegel vorzusetzen, ist diese Aufgabe in steigendem Maße vom Film übernommen worden. Über diese Kunst sind schon ungezählte Bücher geschrieben worden. Wenige davon lassen sich an Gründlichkeit des Wissens und strenger Unparteilichkeit mit *Paul Rothas* und *Richard Griffiths* *The Film Till Now* vergleichen: es ist nicht nur die vollständigste bisher erschienene Übersicht über diese weitschichtige Materie, sondern auch ein Führer von unbestechlicher Ehrlichkeit, der jetzt schon als *standard work* angesprochen werden darf¹¹⁾.

Die nahverwandte Lichtbildkunst ist seit einem halben Jahrhundert regelmäßig von den *Photograms of the Year* kritisch durchsichtet worden; das letzte Jahrbuch, von *Bertram Sinkinson* erläutert, sammelt über sechzig der schönsten Photographien des Jahres in einer Wiedergabe, welche die Tiefe der Originale voll zum Ausdruck kommen läßt¹²⁾.

Ganz unerwarteterweise ist England innerhalb zwei Jahrzehnten in einer Kunst führend geworden, in welcher es sich bisher nie besonders hervorgetan hatte: dem Ballett. Die wahren Triumphe, die das von Arnold L. Haskell gegründete und von Ninette de Valois geleitete Sadler's Wells Ballett in Amerika gefeiert hat, beweisen dies zur Genüge. Das englische Publikum legt auch ein geradezu passioniertes Interess für «sein» Ballett an den Tag, das sich nicht nur im eifrigen Besuch der Vorstellungen, sondern auch in einer Menge von z. T. ausgezeichneten Publikationen kundgibt. Mit zu den schönsten gehört das von *Arnold L. Haskell* herausgegebene *Ballet Annual*, das in Wort und (besonders) im Bild das Tanzgeschehen in aller Welt darstellt und mit jedem Jahre mehr zum Brevier der Ballettomanen wird¹³⁾.

René Elvin

Rückblick auf erzählende Bücher

Wir haben es uns — vor Jahren — zur Pflicht gemacht, in Sammelreferaten über Neuerscheinungen namentlich der Übersetzungsliteratur zu berichten, und konnten immer wieder feststellen, daß das Gefühl, in unsere vier Grenzen eingeschlossen zu sein, bei uns das Verlangen nach literarischer Kost von jenseits dieser Grenzen schürte. Namentlich die aus dem angloamerikanischen Lebenskreis zu uns kommende Literatur hatte ihre große Zeit.

Das ist nun etwas anders geworden, seit man wieder — wenigstens in einzelnen Himmelsrichtungen — von der Welt jenseits unserer Grenzen persönlich Kenntnis nehmen kann. Die von außen andringende Bücherflut ist auch richtig wieder kleiner geworden, und das sensationelle Moment, das sie auf unsern Büchermarkt einst brachte, ist fast ganz geschwunden.

Wenn hier einige Bucherscheinungen, die damals der Besprechung entgangen sind, noch einer kleinen Prüfung unterzogen werden, so kann das nicht mehr den Sinn eines Hinweises auf Tagesaktuallitäten haben. Im Gegenteil: es geschieht nunmehr mit der Frage, wie diese Bücher, die als Zeiterscheinungen Ansehen gewonnen und gar Aufsehen erregt haben, sich bei einer nachträglichen zweiten Lektüre bewähren. Für den Rezensenten ist das Ergebnis erfreulicher, als er anzunehmen wagte: während in Deutschland der Waffenlärm und der Druck des totalitären Regimes die Musen zum Schweigen verurteilte, hat im andern Lager das Vorkriegs- und Kriegserlebnis offenbar auch Kräfte befreit oder zum mindesten neue Problemstellungen gebracht, die zur Auseinandersetzung reizten. Sie erfolgte in den hier zu nennenden Büchern auf einem so ansehnlichen Niveau, daß es keine verlorene Zeit bedeutet, sich wiederum mit ihnen zu befassen.

Greifen wir zunächst zu *C. S. Forester*, dessen Hornblower-Geschichten in der Schweiz mit Recht eine anhängliche Leserschaft gefunden haben. Im Buche *Der Kommodore* (Titel des englischen Originals: «The Commodore», deutsch von Fritz Göttinger) erzählt er, wie sein Held in den napoleonischen Kriegen zum Befehlshaber eines englischen Geschwaders in der Ostsee wird und dort seinen Beitrag zum Niedergang Napoleons leistet: als brummiger Seebär und als mit Vollmachten ausgerüsteter diplomatischer Kopf und Schläuling. Die präzise Erzählungsweise, die

¹⁾ Macmillan & Co., Ltd., London. ²⁾ Alle Bücher bei Country Life Ltd., London. ³⁾ George G. Harrap & Co. Ltd., London, und B. T. Batsford Ltd., London. ⁴⁾ Sir Isaac Pitman & Sons Ltd., London. ⁵⁾ The Bodley Head, London. ⁶⁾ Lund Humphries & Co. Ltd., London. ⁷⁾ Paul Elek Ltd., London. ⁸⁾ Penguin Books Ltd., Harmondsworth. ⁹⁾ Constable & Co. Ltd., London. ¹⁰⁾ Phaidon Press Ltd., London. ¹¹⁾ Vision Press Ltd., London. ¹²⁾ Iliffe & Sons Ltd., London. ¹³⁾ A. & C. Black Ltd., London. — Alle besprochenen Bücher sind 1949 erschienen.

in genauester Kenntnis der Seeschiffahrt schwelgt und mit jungenhafter Freude an den Kommando-Unternehmungen beteiligt ist, bereitet auch bei einer wiederholten Lektüre Vergnügen. Es haftet dem Buch etwas von den unverwüstlichen Abenteuerbüchern an, und unter ihnen gewinnt es eine besondere Eindrücklichkeit durch die wohltuenden menschlichen Züge, die es seinen Gestalten, und namentlich dem «Commodore» selber, aufprägt¹⁾.

Dieses Verweilen beim Menschlichen ist es, was uns viele englische Bücher immer wieder sympathisch macht, mögen sie sich auch stofflich mit einem Thema befassen, das uns nicht besonders anspricht. Hierin ist *Nevil Shute* ein Meister. Mit imponierender Überlegenheit gelingt es ihm, in seinem Roman *Pastorale* (Titel des englischen Originals «Pastoral», deutsch von Olga Johanna Becker) die entscheidenden Akzente aufs Menschliche zu verlegen und damit — mit Wärme, aber ohne Sentimentalität — zum Kriegsgeschehen eine gesunde innere Distanz zu gewinnen. Der Roman spielt auf einem Flugplatz der Royal Air Force, von dem die Bomber aufsteigen, um ihre verheerende Saat über Europa auszustreuen. Abflug und Rückkehr der Maschinen, Suchaktionen nach Vermissten — es sind aufregende Szenen genug da, aber ins Ganze trägt die liebevolle Beobachtung und Respektierung menschlicher Eigenheiten und Schwächen eine bezaubernde Note, und bisweilen tun sich Blicke auf seelische Hintergründe auf, die echter Größe nicht entbehren. Die Liebesgeschichte, die der Erzählung den roten Faden gibt, zeichnet ebenfalls weder Kriegs- noch Tugendhelden, sondern suchende, aber im Innersten tüchtige junge Menschen, die voll Selbstverständlichkeit ihrer Menschenwürde bewußt sind. «Das ist das wahre England», sagt der Commodore mit einem Blick auf sie, und wir spüren die Kräfte, die im englischen Volke noch leben²⁾.

Der Roman *Drei Männer* von *J. B. Priestley* (Titel des englischen Originals: «Three Men in New Suits», deutsch von Anna Katharina Rehmann-Salten) ist ein Heimkehrer-Roman und gibt zunächst dem Zweifel an den Menschen der Heimatfront Ausdruck. Drei aus dem Kriegsdienst entlassene Kameraden, ein Angehöriger des Landadels, ein Bauernsohn und ein Arbeiter, kehren nach Kriegsende in die Heimat zurück, gewahren zu ihrer Enttäuschung, wie rasch die Menschen der Heimat wieder von der Erwerbsucht und dem Egoismus der Vorkriegszeit erfaßt worden sind, und machen — jeder in seinem Kreis — betrübliche persönliche Erfahrungen. Aber es bleibt nicht bei der Negation. Die drei finden sich wieder zu einer Aussprache zusammen, und das gemeinsame Erleben im Angesicht des Todes läßt sie innerlich einen neuen Aufschwung nehmen: «Wir müssen die ganze, weite, runde Erde zu unserer Heimat machen. Wenigstens müssen wir Glauben an Menschen, Mitgefühl für Menschen aufbringen — mögen sie nun weiße, braune oder schwarze Gesichter haben. Diese Hoffnung auf eine Heimat auf Erden, dieser Glaube und dieses Mitgefühl sind nun im tiefsten Mittelpunkt unseres Lebens». Eine Helle bricht damit durch die Dunkelheit: «Und er führte sie durch den dunklen Garten auf die offene Haustür zu, deren Licht sie willkommen hieß». So schließt das Buch, das uns bei der ersten Lektüre etwas flüchtig und zufällig konstruiert erschien und erst bei der zweiten und dritten bemerkenswerte Feinheiten und seinen hintergründigen Gehalt offenbarte³⁾.

Noch in der Kriegszeit ist der Roman *Platz an der Sonne* von *Frank Fenton* geschrieben worden (Titel der Originalausgabe: «A Place in the Sun», deutsch von Bernhard Kissel). Die Umschlagseite fügt die Bemerkung bei: «Ein unamerikanischer Roman aus Amerika» und will damit darauf hinweisen, daß «die geistige Atmosphäre des Verfassers und die künstlerische der Erzählung so „unamerikanisch“ verinnerlicht, so verfeinert, nuanciert, zart und oft geradezu lyrisch wirken, daß die sonst für Amerika so wesentlichen äußeren Begebenisse unwesentlich erscheinen...». Mit dieser Kontrastierung wird freilich nur eine bestimmte Gruppe amerikanischer Romane getroffen (es gibt auch andere, die nicht die Sensation des äußeren Geschehens suchen), aber es ist richtig, daß Frank Fenton hier das Ganze in beglückender Weise von innen her gestaltet. Ein verkrüppelter junger Mann, der sich selber sucht, nach Kalifornien ausreißt und endlich, durch schwere Erlebnisse ge-

¹⁾ Amstutz, Herdeg, Zürich 1946.

²⁾ Steinberg, Zürich 1945.

³⁾ Pan-Verlag, Zürich 1946.

reift, den Weg zurück und in die Heimat wieder findet ... ins «einfache Leben», zu sich selbst. Der große Erfolg, den der Roman verzeichnet, dürfte nicht zuletzt darauf zurückzuführen sein, daß er ein Thema aufgreift, das rund um die Welt und mehr und mehr zum zentralen Problem der menschlichen Lebensgestaltung wird⁴⁾.

Die Frage nach der Lebensgestaltung ist auch das Thema des Romans *Der Himmel selbst* von Richard Aldington (Titel des englischen Originals: «Very Heaven», deutsch von Anna Katharina Rehmann). Er spielt um 1935, in jener Vorkriegszeit, die zugleich eine Nachkriegszeit war, und in der sich schon die sozialen Umschichtungen abzuzeichnen begannen, die unsere jetzige Nachkriegszeit beherrschen. Und er schildert «die völlig ausweglose Situation der bürgerlichen Vorkriegsjugend in den kapitalistischen Ländern Westeuropas, den verzweifelten Kampf des Individuums um Selbstbehauptung und Lebensinhalt». Die Schilderung ist oft erbarmungslos, nur bisweilen werden uns in einzelnen Szenen freundliche Lichtblicke gegönnt, besonders wohltuend am Schluß, wo nach Kurzschlüssen und Wirrnissen eines mühseligen Jugendlebens der Held einen neuen Aufschwung des Herzens findet: «Ich werde noch einmal anfangen» und das Gefühl Oberhand gewinnt, daß dieser neue Anfang zu einem guten Ende führen werde, zum «einfachen Leben». Hat das Buch auch in wenig erbauliche menschliche Situationen hineinzuleuchten, so behält es doch — durch seine Aufrichtigkeit — dokumentarischen Wert, bietet dem soziologisch Interessierten eine Fülle interessanter Beobachtungen und läßt immer wieder deutlich werden, welches die drängenden Probleme unserer Lebensordnung sind⁵⁾.

Der Roman *Das Pfauenrad* von Alice Tisdale Hobart (Titel des Originals: «The Peacock sheds his tail!», deutsch von N. O. Scarpi) stellt gewissermaßen die Frage nach der Lebensgestaltung nicht im Hinblick auf den einzelnen Menschen, sondern im Hinblick auf ein ganzes Volk: das mexikanische. An Hand einer Reihe geschickt miteinander verflochtener Menschenschicksale schildert er den Weg Mexikos von 1925 bis in die Zeiten des zweiten Weltkrieges und des Abkommens mit den Vereinigten Staaten über die Ölquellen, die ungeheuer Schwierigkeiten, die innenpolitisch und außenpolitisch zu bewältigen waren und die dem Lande aus seiner wirtschaftlichen und sozialen Lage erwuchsen. Diese Schilderung erfolgt in 92 kurzen Kapiteln, die in ihrer Anlage oft genug an Reportagen erinnern und einem durch die farbige und plastische Gestaltung einer unübersehbaren Zahl von Einzelzügen ein höchst lebendiges Bild der Zustände nahebringen, die aber andererseits auch immer wieder stark an Menschliches röhren, so daß beim Leser sich menschliche Anteilnahme unmittelbar mit dem Eindringen in eine wesentliche geschichtliche Entwicklung verbindet. Das Buch schließt dort, wo Mexiko sich zum amerikanischen Kontinent bekennt und innerhalb dieses Kontinentes seine Selbständigkeit behauptet, und entläßt uns mit dem erlösenden Gefühl, daß damit die Grundlagen zu einer freien Entwicklung geschaffen sind⁶⁾.

In noch lockererer Beziehung zum Fragenkreis der Lebensgestaltung und doch nicht völlig von ihm losgelöst steht das Buch von George Millar, *Maquis* (Titel des englischen Originals: «Maquis», deutsch von Lino Rossi). Es schildert — in Ich-Erzählung — die Erlebnisse eines englischen Offiziers, der im April 1944 aus einem Flugzeug über Frankreich absprang, um dort zwischen Dijon und Besançon das Maquis organisieren zu helfen und den Kampf gegen die Deutschen aufzunehmen. Eine erregende Lektüre, auch heute noch: diese beständige Jagd und dieses beständige Gejagtwerden. Keine unechte Heldenverehrung, dafür kundige Einsicht in ungezählte Einzelheiten und eine sichere menschliche Überlegenheit. Sie ist es, die dem Buche seinen inneren Gehalt gibt. So bedrängend alle diese Erlebnisse des Maquisardentums sind und so gesammelt und nachdrücklich sie erzählt werden: sie bleiben Episode des Lebens, der Erzähler behält seine Distanz und weiß bei seiner Rückkehr in die Heimat, daß hier nun die eigentliche Aufgabe, der Aufbau seines persönlichen Lebens, auf ihn wartet⁷⁾.

Endlich sei auf ein Buch hingewiesen, das ebenfalls zuerst in englischer (besser: amerikanischer) Sprache erschienen, dessen Autorin aber deutscher Muttersprache

⁴⁾ Pan-Verlag, Zürich 1945.

⁵⁾ Humanitas-Verlag, Zürich 1946.

⁶⁾ Büchergilde Gutenberg, Zürich 1946.

⁷⁾ Büchergilde Gutenberg, Zürich 1946.

ist. Vicki Baum hat es in ihrem «Roman in fünfzehn Erzählungen», *Kautschuk* (Titel der amerikanischen Originalausgabe: «The Weeping Wood»), unternommen, die menschen- und völkerbewegende Geschichte der Kautschukgewinnung zu schreiben. Sie tut es in einer rasanten, von der ersten bis zur letzten Zeile spannenden Darstellung, in der ein Stück Kultur- und Wirtschaftsgeschichte des Erdganzen wie ein Film vor uns abrollt. Es fällt wenig ins Gewicht, daß einzelne Verzähnungen in den fünfzehn Kapiteln etwas zufällig und konstruiert erscheinen; entscheidend ist, daß die fünfzehn Kapitel bis an den Rand von lebendigster Anschaulichkeit erfüllt sind, die uns in den Strudel des Geschehens hineinreißt. Aufstieg und Zusammenbruch, Hoffnung, Not und Elend der Einzelnen, von Völkern, des Menschengeschlechts spiegeln sich in der Geschichte der Kautschukgewinnung. Die Autorin trägt keine Moral vor, sie schildert. Aber über ihrer Schilderung erwächst dem Leser die Einsicht, wie schicksalverbunden die Völker der Erde einander sind, das Gefühl der Verantwortlichkeit für das, was den fremdesten unter ihnen widerfährt, drängt sich auf, und wenn es auf der letzten Seite des Buches von der synthetischen Herstellung des Gummi heißt: «Aber das ist erst der Anfang» — so spürt man wohl den Doppelsinn dieses Wortes, und man ermißt still die Aufgabe, vor der wir stehen: nicht nur den Einzelmenschen, nicht nur die Völker, sondern auch die ganze Welt zu einer sinnvollen und sittlich zu verantwortenden Gestaltung des Daseins zu führen⁸⁾.

Im Anschluß an diese aus dem angloamerikanischen Sprachbereich kommenden Bücher seien noch zwei Neuausgaben älterer Werke erwähnt, die uns die ausgezeichnete Manesse-Bibliothek der Weltliteratur vorgelegt hat⁹⁾. Da hat einmal Henry Fielding (1707—1754) mit einer humorigen «Geschichte eines Findlings», *Tom Jones*, eine fröhliche Urständ erlebt. (Nach der Übersetzung von J. J. Chr. Bode bearbeitet von Fritz Göttinger.) Es ist schön, diesen Urtyp des humoristischen und in liebevoller Kleinmalerei nicht müde werdenden Romanes in einem reizenden Manesse-Bändchen (immerhin auf 866 Seiten!) zu besitzen und immer wieder eine geruhige Stunde über ihm zu verbringen. Er verlangt geruhsame Leser — aber er belohnt sie auch! «Tom Jones» ist, sofern man von ihm — entgegen Fielding — als von einem «Romane» reden darf, gewiß ein Roman, der aus der Reihe des Üblichen heraustritt. Aber es ist erstaunlich, welche Vielfalt von Inhalten die Romanform im allgemeinen in sich aufzunehmen vermag. Man denkt es, wenn man, von «Tom Jones» herkommend, zum andern der beiden Manesse-Bändchen greift, das eine Neuausgabe von Jane Eyre von Charlotte Brontë (1816—1855) enthält. (Übersetzt und bearbeitet von Paola Meister-Calvino, Nachwort von Mary Hottinger)¹⁰⁾. Hier ist es nicht jene lächelnd-überlegene Betrachtung des menschlichen Kleinkrams, die die Haltung und den Gehalt des Buches ausmacht, sondern die Berührtheit durch menschliches Schicksal, das bei Jane Eyre, wie Frau Mary Hottinger fein darlegt, das Schicksal Aschenbrödels ist. Wie es auch um die künstlerischen Qualitäten dieses Romanes bestellt sein möge: er gehört zu jenen Büchern, die ihren Wert und auch ihre Unvergänglichkeit dadurch besitzen, daß sie eine Art Dokumente des Lebens sind, den Roman eines Lebens nachzeichnen, den Menschen auf die Brüchigkeit und das Gefährliche seiner irdischen Existenz hinweisen und ihn damit in unkontrollierbaren Tiefen ergreifen.

Carl Günther

⁸⁾ Bermann-Fischer, Stockholm 1946.

⁹⁾ und ¹⁰⁾ Conzett & Huber, Zürich 1945. Vgl. Besprechung weiterer Bücher der Manesse-Bibliothek Oktoberheft 1950, S. 467—469.